

Partizipative Obdachlosenhilfe: Interview mit Stephan Karrenbauer von Hinz&Kunzt

Fischer Leoncio, Inka

Veröffentlichungsversion / Published Version

Sonstiges / other

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Fischer Leoncio, I. (2017). Partizipative Obdachlosenhilfe: Interview mit Stephan Karrenbauer von Hinz&Kunzt. *Hamburger Journal für Kulturanthropologie*, 6, 127-152. <https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:gbv:18-8-10828>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY-SA Lizenz (Namensnennung-Weitergabe unter gleichen Bedingungen) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY-SA Licence (Attribution-ShareAlike). For more information see: <https://creativecommons.org/licenses/by-sa/4.0>

PARTIZIPATIVE OBDACHLOSENHILFE.

INTERVIEW MIT STEPHAN KARRENBAUER VON HINZ&KUNZT

Inka Fischer Leoncio¹

»Ich konnte mir nicht vorstellen, dass Drogenabhängige einer regelmäßigen Beschäftigung nachgehen.«

Wie sind Sie an Ihre Stelle als Sozialarbeiter bei Hinz&Kunzt gekommen und wie lange sind Sie schon dabei?

Anfang 1995 habe ich noch in einer therapeutischen Einrichtung für Drogenabhängige gearbeitet, die illegale Drogen konsumierten, und damals ging so eine Therapie 16 Monate und ich habe mit denen fast wie in einer Wohngemeinschaft gelebt. Fast 16 Monate, im Schichtwechsel. Ein solcher Dienst ging 26 Stunden und mit zwölf Leuten, die halt drogenabhängig waren. Und das konnte ich nach fünf Jahren so nicht mehr emotional aushalten und ich wollte mich beruflich verändern und hörte von einem Arbeitsprojekt. Die suchten rein zufällig einen Sozialpädagogen, der sich auskennt im Drogenbereich.

Und ich hab' mich hier beworben und wurde eingeladen. Und es war eine ganz irre Situation, weil die damalige Geschäftsführerin mit einem ehemaligen Klienten, den ich vorher betreut hatte, auf einmal auf der anderen Seite des Schreibtisches saß und die beiden sollten jetzt beurteilen, ob ich der richtige Kandidat für diese Stelle bin. Das fand ich alles, so muss ich ganz ehrlich sagen, sehr lustig. Also, es war für mich eine neue Situation und ich kannte nun diesen Menschen in- und auswendig und auf einmal soll der, in Führungszeichen, mein Arbeitgeber werden. Deswegen habe ich, muss ich sagen, das Vorstellungsgespräch nicht ganz so ernst genommen. Und weil die mir erzählt haben, wie toll das hier ist und was hier alles läuft. Ich habe dann gesagt, ich würde hier gerne ein zweiwöchiges Praktikum machen und dann würde ich mich entscheiden. Und das war so der richtige Einstieg, weil sie das Gefühl hatten, sie müssten mich während des Praktikums überzeugen, dass sie wirklich so toll sind, wie sie behauptet haben. Und sie hatten recht.

Also ich konnte mir nicht vorstellen, dass Drogenabhängige einer regelmäßigen Beschäftigung nachgehen. Das war in der Therapie nie ein Thema, das war immer ganz schwierig, denen klar zu machen, was Arbeit bedeutet. Also nicht nur Geld verdienen, sondern eine Zugehörigkeit und ein Grund, überhaupt morgens aufzustehen. Und die Leute, die ich kennengelernt hab'

¹ Interviewführung; geführt am 09.12.2015 (Material liegt bei der Autorin).

in den Jahren, die haben sich entweder prostituiert, gedealt oder geklaut, um ihren Drogenkonsum zu finanzieren. Und, dass hier plötzlich eine Gruppe auftauchen soll, die regelmäßig morgens hierher kommt und Zeitungen holt, trotzdem ›drauf‹ ist, um von dem Zeitungsgeld ihren Drogenkonsum zu finanzieren, und darauf stolz ist, dass sie nicht kriminell geworden ist, da hab ich gedacht, da spinnen sich die Leute hier was zusammen. So was gibt's nicht, aber ich wurde eines Besseren belehrt.

Kommen Sie ursprünglich aus Hamburg?

Ja, ich hab' immer in Hamburg gelebt, immer in Hamburg gearbeitet. Wobei die Zeit, wo ich in der Drogentherapie gearbeitet habe [...], die Einrichtung war im Alten Land. Ich habe am Stadtrand gewohnt in Duvenstedt und bin eigentlich über die Autobahn immer nur ins Alte Land und wieder zurück. Und wenn man 26 Stunden so einen Dienst hat, dann kommt man nicht großartig in Versuchung, noch durch die Innenstadt zu laufen. Ich war eigentlich fünf Jahre vom Innenstadtleben fast abgeschirmt und hatte nicht mehr diesen lokalen Bezug zur Innenstadt. Ich war damals doch sehr erstaunt, wie viele Menschen draußen schlafen und dass Obdachlosigkeit so ein großes Thema ist. Das hatte ich so nicht mitgekriegt.

Was gehört zu Ihrem Aufgabenbereich bei Hinz&Kunzt?

Also eingestellt wurde ich, weil natürlich die Wohnungslosen nicht nur das Problem der Wohnungslosigkeit haben, sondern in der Regel auch, oder sehr viele, abhängig sind von illegalen oder legalen Drogen und psychische Probleme haben. Das erste Jahr war es wohl sehr interessant für die Redaktion, diese Geschichten wirklich pur zu erfahren, und irgendwann haben die gesagt, wir können hier nicht mehr arbeiten, und darum muss sich ein professioneller Mensch kümmern, der den Betroffenen auch den Weg aufzeigt, den sie gehen können, wenn sie wollen. Das beginnt damit, den Leuten das Beratungsangebot in Hamburg zu erklären. Das endet, wenn man Glück hat, in der Wohnungsvermittlung. Aber das ist ja so vielseitig, diese Arbeit. Es gibt Ehepaare, die auf der Straße stehen, Stress haben, und dann ist man hier plötzlich der Eheberater. Es gibt Menschen, die einen Hund haben und der Hund ist krank, dann muss man sich um den Hund kümmern. Dass man einen billigen Tierarzt findet. Mittlerweile haben wir auch Schwangere, wo man dafür sorgen muss, dass die wirklich eine Unterkunft kriegen und sie in eine Mutter-und-Kind-Einrichtung kommen. Die Bandbreite ist hier wirklich immens.

Leider hat sich in den letzten fünf Jahren die Arbeit insofern verändert, dass wir kaum noch Wohnungen bekommen, um die Leute zu vermitteln. Dementsprechend hat sich mein Aufgabengebiet auch verändert und ich bin mehr in die Lobbyarbeit eingestiegen und versuche das, was in der Zeitung inhaltlich steht, nach außen hin, in anderen Medien zu vertreten. Also, wenn der NDR hier auftaucht oder auch andere Journalisten, versuche ich nach außen hin zu verkaufen, wie unsere Meinung ist. Ich glaube, das ist eine sehr wichtige Aufgabe geworden und auch eine sehr interessante Aufgabe. Also

wenn man so feststellt, klingt immer so doof, dieses Wort Lobbyist, aber ich glaube, dass die Zeitung und auch die Sozialarbeit wirklich mittlerweile so etwas wie Lobbyisten sind für Menschen, die am sozialen Rand leben.

Und wissen Sie, warum das so ist, dass die Wohnungsvermittlung jetzt schwieriger geworden ist?

Na ja, wir hatten in der Zeit der CDU-Regierung einen Wohnungsbaustillstand und wir haben auch immer darauf hingewiesen, dass es im Chaos enden wird, wenn nicht endlich gebaut wird. Es hieß aber damals, der Schwerpunkt soll darauf gelegt werden, dass Eigentumswohnungsbau und Eigenheimbau gefördert werden und nicht der soziale Wohnungsbau. Und dass die Leute, die dann ins Eigenheim ziehen, sozialen Wohnungsbau wieder freimachen und der Markt würde das schon regulieren. Der Markt hat sich eben nicht reguliert, weil auch ganz viele Menschen noch zusätzlich nach Hamburg gezogen sind. Das hat aber so lange gedauert, bis die Wohnungsnot eigentlich beim Mittelstand angekommen ist. Erst als der Mittelstand plötzlich merkte, wir werden unsere Kinder nicht mehr los, wir haben auch diese Probleme, Wohnungen zu finden, ist es ein politisches Thema geworden, was sicherlich auch dazu geführt hat, dass wir einen Regierungswechsel bekommen haben.

Die SPD ist angetreten mit: Wir wollen 5000 bis 6000 neue Wohnungen pro Jahr bauen. Das hat jetzt zwei, drei Jahre gedauert, bis sie das Ziel das erste Mal erreicht haben. Aber wir müssen bis zum Jahr, ich glaube 2022, jedes Jahr mindestens 6000 Wohnungen neu bauen, um das einigermaßen zu befriedigen. Dementsprechend sind Obdachlose die Ersten, die es gemerkt haben, dass wir eine Wohnungsnot haben, und sie werden die Letzten sein, die vielleicht, wenn es mal dazu kommen sollte, eine Entspannung auf dem Wohnungsmarkt erleben. Ich glaub' da nicht mehr so richtig dran. Aber das ist der Hauptgrund, dass die Auswahl der Kandidaten einfach größer geworden ist; und jeder Wohnungsgeber würde eher einer Studentin eine Wohnung geben, die günstig ist, wenn dort im Hintergrund ein Bürge auftritt, als einem Wohnungslosen, weil sie sagen: »Nö, das könnte zu kompliziert werden«. Dementsprechend hat das alles nur noch was mit Glück zu tun, dass Obdachlose eine Wohnung bekommen.

Ganz schön trist.

Ja, man muss sich dran gewöhnen. Vor allem jetzt mit der Flüchtlingsproblematik sieht man, was alles möglich wäre oder möglich geworden ist, das ist ja auch ein Vorteil. Ich hoffe, dass die Wohnungslosen davon profitieren werden, denn immerhin hat die Stadt es ja geschafft, 33000 Flüchtlingen eine Unterkunft, jetzt rede ich nicht von der Qualität, aber immerhin 33000 Flüchtlinge in Hamburg unterzubringen. Wir reden hier von 2000 Obdachlosen, die auf der Straße wohnen, und 4000, die in Wohnheimen untergebracht sind, und diese Gruppe dagegen zu stellen, und immer wieder die Forderung zu erheben, »dann öffnet Büroräume, damit Obdachlose auch eine Unterkunft haben«, oder auch Studenten, die nicht unbedingt das Ziel haben, ich brauche eine 2-Zimmer-Wohnung für mich allein. Das war alles

verpönt und es hieß, es würde aus rechtlichen Gründen nicht funktionieren. Das scheint jetzt alles möglich zu sein und wir müssen jetzt eben weiter Lobbyarbeit leisten für Obdachlose, damit die davon genauso profitieren, wie es die Flüchtlinge getan haben.

Obdachlose und Flüchtlinge als Konkurrenten?

Verändert sich die Situation für Obdachlose und Wohnungslose durch die wachsende Anzahl an Flüchtlingen in Hamburg?

Viele haben das Gefühl, dass Flüchtlinge alles bekommen – und sie bekommen jetzt nichts mehr. Das stimmt nicht, die haben vorher schon nichts bekommen [lacht]. Aber das muss denen erst einmal klar sein, dass sie schon seit Jahren drauf gewartet haben. Da gab es noch nicht diese Masse an Flüchtlingen. Aber es vereinfacht die Geschichte natürlich nicht und ich glaube, dass Obdachlose stark darunter leiden. Was sie spüren, ist, dass die Emotionalität, die Zuneigung zu Obdachlosen, einfach ein bisschen zurückgestellt ist bei der Bevölkerung. Man berichtet nur noch in den Medien über Flüchtlinge, Flüchtlinge, Flüchtlinge, Flüchtlinge, das ist ja auch ein großes Thema! Und die haben schon so das Gefühl, dass sie ein bisschen vergessen werden.

Dadurch kommt leider ein sehr starker Rechtsradikalismus auf, auch hier bei Hinz&Kunzt, wo wir immer gegenhalten müssen, dass nicht die Flüchtlinge dran Schuld haben, sondern wir müssen immer darauf hinweisen: »Ihr habt vorher schon keine Wohnung bekommen, da gibt es ganz andere, die dran Schuld haben.« Wir versuchen, dagegenzusteuern. Wir haben mit Obdachlosen die Flüchtlingsunterkunft in den Messehallen besucht, um ihnen auch zu zeigen, dass die Flüchtlinge nicht alles bekommen, sondern dass da 1200 Menschen in einem Raum untergebracht waren, ob die sich vorstellen können, so untergebracht zu werden. Da war betretenes Schweigen. Also da müssen wir uns immer was einfallen lassen, damit das wirklich nicht irgendwie Dimensionen annimmt, wo wir hier nur noch Hausverbote erteilen und sagen, also rechte Gesinnung wollen wir hier im Haus nicht haben.

Aber wie gesagt, das Emotionale hat einfach nachgelassen. Es ist auch für die Sozialarbeit [...] oder für alle, die ein bisschen was von der Flüchtlingsproblematik mitbekommen, äußerst schwierig, die gleiche Emotionalität aufzubringen für Obdachlose, wie es vor dem großen Ansturm der Flüchtlinge gewesen ist. Also wenn man Familien sieht, die geflüchtet sind, die ihre Kinder auf dem Arm tragen, die keine Schuhe mehr anhaben, die nur Flip Flops haben, bei denen die Verzweiflung im Gesicht zu lesen ist und die nur ein Ziel haben, in Ruhe irgendwo anzukommen. Wenn man das erlebt hat und am nächsten Tag bei den Obdachlosen ist, die aus Verzweiflung auch ganz viel Alkohol konsumieren und auch die kleinsten Wege gar nicht mehr geregelt kriegen und sagen: »Oah, ist mir doch scheißegal!« Sich immer wieder darauf zu konzentrieren, dass es einen Grund hat, warum die so viele Drogen nehmen, warum sie so viel Alkohol trinken, warum sie psychisch

erkrankt sind, fällt einfach schwer. Alle, die dagegen so [...] auch meine Kollegen, die sagen: »Nein, das ist so nicht« – ich nehme denen das nicht ab. Ich glaube, jeder, der das sieht und der mit offenen Augen durch die Gegend geht und der auch regelmäßig Nachrichten sieht, der muss davon einfach betroffen sein; und das spiegelt sich auch in der Wohnungslosenarbeit wider.

Wohnungssuche: von der Lobbyarbeit bis zur Eigeninitiative

Welche Maßnahmen werden ergriffen, um Konkurrenz und Konflikten entgegenzuwirken?

Na ja, dass sie halt auch merken, dass wir in der Hinz&Kunzt, bei uns in der Zeitung natürlich nach wie vor über deren Einzelschicksale schreiben, dass wir ständig im Gespräch sind, auch mit der Behörde, dass unsere Leute nicht vergessen werden. Ja, die Lobbyarbeit [...]. Sie müssen spüren, dass wir nach wie vor eine starke Lobbyarbeit für sie leisten, dass wir auch wirklich den Finger in die Wunde legen und sagen: »So geht's nicht!« Ein Beispiel ist das Winternotprogramm: Die Stadt Hamburg stellt im Winter von November bis April 800 zusätzliche Unterkunftsplätze für Wohnungslose zur Verfügung. Im April müssen sie alle wieder zurück auf die Straße. Die müssen auch jeden Morgen wieder die Unterkunft verlassen und dürfen erst am Abend wieder rein. Auf diese Problematik hinzuweisen und zu sagen: »So geht es nicht!« Es regnet, es stürmt, also wir haben noch keine Tiefsttemperaturen, aber wenn wir normalen Winter hätten, wäre es auch tagsüber wahnsinnig kalt. Und dass die Leute sich dann in den Tagesaufenthaltsstätten warmhalten sollen, bis sie dann abends wieder zurückkommen, das ist eine Unlogik, wo man auch sagen kann, die können sich nicht ausruhen, die kommen überhaupt nicht zur Ruhe. Das mit Geschichten zu untermauern, dass die Stadt sich dahin bewegt, dass die Leute zumindest auch bei schlechtem Wetter drinnen bleiben dürfen in den Unterkünften, dass auch am Wochenende die Tagesaufenthaltsstätten geöffnet sind, nicht nur von Montag bis Freitag, ja, das müssen sie halt spüren, dass wir nach wie vor für sie da sind.

Ach, die sind am Wochenende geschlossen?

Also von vier hat eine geöffnet.

Das ist, weil die Leute, die da arbeiten, dann Wochenende haben?

Ja, genau, ist kein Personal da. Die würden länger aufmachen, wenn die Stadt sagen würde, ja, okay, dann zahlen wir eben zwei weitere Stellen.

Das scheint manchmal so einfach ...

Ja, und auch so deren Argumente, wir wollen keine neuen Einrichtungen schaffen, wo sich die Leute festsetzen, sondern es ist eben nur ein Erfrierungsschutz – und Erfrierungsschutz muss eben auch eine andere Konzeption haben als ein ständiges Wohnheim, weil sie ja tagsüber in die Beratungsstellen gehen sollen, um sich beraten zu lassen, damit sie irgendwann eine Wohnung kriegen. Aber da es sowieso keine Wohnungen gibt, ist das völlig

irre. Ich kann nicht jeden Tag in eine Beratung gehen und sagen: »Willst du mich wieder beraten?« [lacht] Also ich finde, dass hier der Mensch auch ein Anrecht hat, einfach im Bett zu bleiben und, wenn das Wetter schlecht ist und es stürmt draußen, ist es auch schön, den ganzen Tag im Bett zu bleiben und zu sagen, ich mach meinen Fernseher an und lass mich da berieseln; oder wenn ich erkältet bin, dass ich nicht morgens rausgeschmissen werde, sondern dass ich auch sagen kann, ich bleibe im Bett, wie jeder normale Mensch auch. Wenn man sich nur in der Innenstadt oder in den Tagesaufenthaltsstätten aufhält und immer nur diese Masse an Menschen sieht, dann muss man abschalten dürfen und da ist manchmal gut, den ganzen Tag einfach nur im Bett zu bleiben. Finde ich einfach [...] klingt so logisch [lacht]. Wenn die Leute mehr sich selbst fragen würden, was brauche ich oder was würde mir persönlich gut tun, wenn ich in einer Krise wäre, ich glaube, dann würde sich so einiges verändern.

Also wir haben mal vor drei Jahren illegalerweise ein Bürohaus angemietet, um eben der Behörde auch zu zeigen, dass nicht Großunterkünfte angesagt sind, sondern kleine Unterkünfte. Dann braucht man auch keine Sicherheitsleute und die Leute sind auch zufrieden, wenn man ihnen Büroräume anbietet. Wir haben tatsächlich einen Vermieter gefunden, der uns ein Bürohaus zur Verfügung gestellt hat mit 18 Zimmern, 'ne ganz kleine Küche nur, und Gott sei Dank waren im Keller ganz viele Duschen. Wir haben dort 18 Obdachlose wohnen lassen und haben aber die Zimmer so eingerichtet, dass jeder Mitarbeiter von Hinz&Kunzt da durchgehen und sagen konnte: »Ja, wenn ich in einer Krise wäre, dann könnte ich mir vorstellen, hier zur Ruhe zu kommen.« Wir haben keine gebrauchten Möbel genommen. Wir sind zu IKEA gefahren und haben wirklich bunte Möbel gekauft, neue Betten gekauft, Nachtschrank, Nachttischlampe, wir haben jedem einen gebrauchten Fernseher gekauft, wir haben jedem einen gebrauchten Kühlschrank gekauft und jeder hatte eine Tür, die er zumachen konnte.

Das lief so gut, dass wir nach dem Winter die Leute nicht rausschmeißen konnten, weil wir gesagt haben, wir können nicht das gleiche Spiel machen, wie die Behörden, im Frühjahr die Leute wieder vor die Tür setzen. Sondern wir haben einen Sponsor gefunden, der auch die Sommermonate bezahlt hat, und wieder einen Sponsor gefunden, der den nächsten Winter bezahlt hat. Aber da das ja alles illegal war und die Leute sich nicht anmelden konnten, war das natürlich auch kein Zustand für immer. Dann haben wir gesagt: So, wir machen das jetzt noch ein halbes Jahr und in diesem halben Jahr, hoffen wir, sind alle so weit gestärkt, dass die von sich aus beziehungsweise mit unserer Unterstützung irgendwo Wohnraum finden; und es ist uns wirklich gelungen, bis auf drei Leute alle unterzubringen. Wir haben ein Einfamilienhaus gefunden in Eidelstedt, wo fünf Leute wohnen, in einer ganz, ganz biederer Gegend. Die Nachbarn haben totale Angst bekommen, dass da jetzt Obdachlose einziehen [lacht]. Die gehen jetzt gemeinsam mit ihren Hunden Gassi und finden das ganz toll, dass da jetzt ehemalige Obdachlose wohnen. Wir haben Leute in eigenen Wohnraum vermittelt. Wir haben Leu-

te vermitteln können, die Arbeit und Wohnraum bekommen haben, weil sie einfach ein ganz anderes Auftreten hatten nach fast zwei Jahren, ich sag mal, Genesungszeit.

Leider mussten wir das abbrechen, wie gesagt, weil das illegal war. Wir haben aber auch die Politik dazu eingeladen und wir haben gesagt, wir machen was ganz Verbotenes. Wir zeigen euch was, weil wir uns selbst gesagt haben, die werden es nie wagen diese Einrichtung zu schließen. Und das war auch so. Die haben immer nur gesagt, »ja, wir gucken uns das an, aber ihr wisst schon, dass das verboten ist, das ist ein hohes Risiko, wenn hier ein Brand ausbricht, seid ihr die Blöden«. Wir haben natürlich auch Feuerlöscher und Brandmelder installiert, aber trotz allem, wenn da was passiert wäre, wäre man uns ins Genick gesprungen; aber sie haben es toleriert und haben gesehen, dass es eben auch möglich sein kann. Und wir haben keine Sicherheitsleute gehabt und wir sind ein Mal die Woche hingefahren, um zu gucken, ob alles okay ist. Und es war immer alles picobello – und dabei waren da St.-Pauli-Fans, HSV-Fans, Ausländer und Deutsche, Frauen und Männer, Drogenabhängige und Alkoholranke, es war wirklich kunterbunt gemischt. Es gab natürlich hin und wieder mal Stress, wie in jeder Wohngemeinschaft, aber das war alles auszuhalten. Also solche Maßnahmen sind wichtig, um Signale zu setzen, dass etwas anders gemacht werden könnte.

»Die Hamburger Bevölkerung unterstützt Obdachlose ziemlich gut.«

Welchen Eindruck haben Sie durch Ihre Arbeit, wie in unserer Gesellschaft mit Armut und Obdachlosigkeit umgegangen wird?

Ich würde versuchen, das zu differenzieren. Einmal vonseiten der Politik und einmal vonseiten der Bevölkerung. Die Politik ist, glaube ich, häufig zu weit weg von der Basis und je weniger sie wissen, desto besser können sie ihr Konzept verkaufen. Ich glaube, dass Wissen dazu führt: Ich muss irgendwas machen und, wenn ich es nicht weiß und ich bin in meinem Büro, kann ich immer sagen, wir geben im Jahr 50 000 000 aus. Das ist doch wahnsinnig viel! Und wir versuchen doch alles. Aber wenn ich direkt auf die Straße gehe und ich sehe und ich spreche mit den Obdachlosen, muss die Politik das Gefühl haben, wir machen zu wenig.

Die Bevölkerung unterstützt, glaube ich, Obdachlose ziemlich gut. Ich höre immer wieder von anderen Städten, dass Obdachlose vertrieben werden, also ganz stark vertrieben werden. Das ist in Hamburg eher die Ausnahme. Wir haben ganz viele, die hier anrufen und sagen, Mensch, bei uns im Eingang liegt ein Obdachloser, wir wollen ihn nicht verjagen, aber wir wollen natürlich auch, dass er woanders besser aufgehoben ist als hier bei uns im Eingangsbereich. Also wirklich Unterstützung und Hilfe geben oder haben wollen und nicht in erster Linie sagen: »So, ich jage ihn weg, soll er doch zu meinen Nachbarn in den Eingang gehen, Hauptsache, ich habe Ruhe.«

Um noch mal auf die Politik zu sprechen zu kommen, wir haben auch schon mal Nachspaziergänge mit Politikern gemacht. Wir haben gesagt, wir laden euch ein, um nachts mit euch durch die Straßen zu gehen, und zeigen euch bestimmte Plätze, wo Obdachlose schlafen, wo sie hausen, wo sie sich auch teilweise wohnlich eingerichtet haben, und es wäre ganz toll, mit denen auch ins Gespräch zu kommen. Das Ergebnis war, dass die Politiker dann doch immer sehr ruhig und nachdenklich nach Hause gegangen sind und sich das so gar nicht vorstellen konnten. Denen geht es so, wie es mir am Anfang meiner Zeit gegangen ist. Da hab' ich das auch nicht mitbekommen. Klar, Weihnachten, wenn ich einkaufen gegangen bin, habe ich Obdachlose gesehen, aber so mit denen ins Gespräch zu kommen, so zu wissen, welche Brücken sind gerade bewohnt, das kriegt die Politik nicht mit oder sie wollen es eben auch nicht mitkriegen. Aber wie gesagt, die Hamburger insgesamt, muss man sagen, sind sehr spendenfreudig und unterstützen auch beim Kauf der Hinz&Kunzt-Zeitschrift die Wohnungslosen. Auch die Polizei, finde ich, hat einen sehr guten Umgang mit Wohnungslosen im Innenstadtbereich aufgebaut. Es ist nicht so, dass deren Aufgabe in erster Linie ist, Obdachlose zu vertreiben, sondern eher dafür Sorge zu tragen, dass alles irgendwie funktioniert. Und zu diesem Funktionieren auch der Sozialarbeit Hinweise zu geben, wenn es irgendwo nicht so richtig läuft, wenn Obdachlose zum Beispiel ihre Platten, ihre Schlafplätze dreckig hinterlassen, dass wir mit den Obdachlosen ins Gespräch kommen und sagen, also wenn das hier nicht sauber gemacht wird, dann werdet ihr den Schlafplatz verlieren. Wenn sie es dann immer noch nicht tun, kommt die Polizei und gibt ihnen auch die Rote Karte und sagt: »Ihr müsst hier weg.«

Ich finde, das hat auch was mit einer gewissen Wertschätzung zu tun. Also es darf nicht bedeuten, nur weil die Hamburger so tolerant sind, das als Selbstverständlichkeit anzunehmen, dass wir hier Obdachlose haben, sondern man muss auch seine Augen auf die Leute werfen, wenn sie verdreckt sind, sodass man sagt, das geht so nicht. Das kann nicht angehen, dass da ein Obdachloser liegt und daneben im Eingangsbereich ist alles vollgeschissen. Ich finde, es ist eine falsche Toleranz zu sagen, ja lass doch den Obdachlosen da. Wer völlig verwahrlost dort liegt, wer verlaust dort liegt, wer eingekotet und eingepieselt auf seiner Platte liegt, wer gegen die Schaufensterscheibe des Ladens pinkelt, das hat nichts mit einem normalen menschlichen Leben zu tun; und dann ist es die Aufgabe, die Leute darauf anzusprechen und zu sagen, das wollen wir hier nicht. Das hat auch was mit der Wertschätzung eines Menschen zu tun, zu sagen, ich sehe das, wie du lebst, und ich finde es nicht gut und ich finde, es gibt Regeln, an die sich alle halten müssen, und davon sind Obdachlose nicht ausgeschlossen. Ich glaube, das ist auch das bessere Prinzip, Regeln aufzustellen und nicht aus einer Sentimentalität heraus zu sagen, nein, lass doch diesen Menschen da, der tut doch niemandem was, aber der liegt nur noch da und stinkt.

Die Ersatzfamilie Hinz&Kunzt und ihre Regeln

Das hat ja auch etwas mit Inklusion zu tun, wenn man die Obdachlosen nicht nur, ich sag mal, in ihrer Andersartigkeit verdrecken lässt.

Ja! Aber ich habe immer das Gefühl, es gibt viele, denen ist das eigentlich gleichgültig und sie fühlen sich aber trotzdem berufen, zu sagen: »Ach, lass den doch!« Wie gesagt, Obdachlose müssen sich auch an Regeln halten. Manchmal kriege ich dafür auch Kritik von meinen Kollegen außerhalb, dass sie sagen, ich würde da zu viel Wert darauf legen, aber meine persönliche Einstellung ist, es hat was mit der Wertschätzung des Menschen zu tun. Das ist hier auch so. Also wir haben hier Regeln und wer sich nicht daran hält, der kriegt die Gelbe Karte und kriegt noch mal die Gelbe Karte, und irgendwann kann es aber auch dazu führen, dass er dann die Rote Karte kriegt. Und es ist nie so gewesen, dass die Leute völlig ausgerastet sind, wenn sie die Rote Karte bekommen haben, sondern eher, dass sie nach einer Woche, zwei Wochen wieder gekommen sind und so gesagt haben: »Hast schon recht. Also ich versuche, das jetzt doch irgendwie anders zu händeln.«

Was bedeutet das denn? Gelb und rot?

Verkaufsverbot ist gelb, dass die erst mal keine Zeitungen kriegen. Na, erst mal ein Gespräch natürlich [lacht]. Und dann, wenn sie sich nicht daran halten, kann es zum Verkaufsverbot führen. Für eine Woche, für zwei Wochen. Sie dürfen sich hier weiterhin aufhalten, und wenn sie weiter am Rumstänkern sind, dann kann es auch sein, dass sie Hausverbot kriegen, dass wir sagen: »So, du darfst hier erst mal ein paar Wochen nicht rein.«

Und das wäre die Rote Karte?

Das wäre die Rote Karte, und das hat auch was damit zu tun, ich werde ausgeschlossen aus dieser ...

Gemeinschaft?

Ja, aus dieser Ersatzfamilie. Ich werde ausgeschlossen von meinen Kumpels, ich muss die jetzt woanders treffen, und das ist eher per Zufall. Wenn ich jetzt bei Hinz&Kunzt bin, weiß ich, da habe ich immer ein paar Gesprächspartner und kann mich aufhalten, und das bedeutet für die Leute schon echt ziemlich viel, wenn man hier Hausverbot bekommt, und deswegen gehen wir damit auch ganz vorsichtig um.

Jetzt noch ein Punkt, den Sie gerade aufgegriffen haben: Familie. Wie erleben Sie das hier? Wie sind Obdachlosigkeit und Familie vereinbar beziehungsweise was kommt dann vielleicht an die Stelle einer Familie, wie man sie sich im traditionellen Sinne vorstellt? Oder kurz gefragt: Was bedeutet Familie, wenn man obdachlos ist?

Also die meisten hatten natürlich eine Familie. Möchten aber gar nicht mehr so stark daran erinnert werden, an ihr altes Leben, das sie mal geführt haben. Sonst würden sie wahrscheinlich noch mehr trinken. Und dementspre-

chend sucht man sich eine neue Zugehörigkeit, eine neue Gemeinschaft, und ich glaube, dass jede Einrichtung, seien es Beratungsstellen, seien es Tagesaufenthaltsstätten, sei es Hinz&Kunzt, einen Stamm an Menschen hat, die für sich das Gefühl aufbringen wollen: »Da gehöre ich hin.« Und das hat schon was mit einer Familiengemeinschaft zu tun. Wenn jemand Schwarzfahrt und ins Gefängnis kommt und kommt raus, ist der erste Weg hierher wieder zurück, um zu erzählen, was sie erlebt haben, warum sie eingesperrt waren. Wenn jemand eine Arbeit bekommen hat und für ein paar Monate weg war und hat sich eigentlich hier aus der Szene verabschieden wollen und wird wieder arbeitslos, warum auch immer, kommen sie wieder zurück, weil sie wissen, hier sind sie irgendwie, na ja, hier werden sie wieder aufgefangen. Gar nicht mal so von uns [Sozialarbeitern], sondern einfach auch so von ihren Leuten. Natürlich auch von uns, aber auch von den anderen Obdachlosen.

Ich glaube, das ist für jeden Menschen irgendwie extrem wichtig, weil auch Obdachlose eigentlich, wenn sie draußen leben, nicht in Gruppen zusammenleben, sondern eher so Einsiedler sind. Wir sehen sie in so ein paar Gruppen in der Innenstadt, aber wenn man davon ausgeht, dass 2000 Menschen auf der Straße schlafen, sieht man nur einen kleinen Teil auf der Straße liegend und schlafend. Die meisten verdrücken sich irgendwo und sind ganz für sich allein. Wir haben hier schon ganz viele Leute gehabt, die also, das klingt echt übertrieben, das Sprechen lernen mussten. Die also wirklich immer nur für sich waren und mit niemandem gesprochen haben. Die völlig erschrocken waren, wenn sie stehen und Hinz&Kunzt verkaufen und plötzlich ein Kunde nicht nur die Zeitung haben will, sondern fragt: »Wie bist du eigentlich auf die Straße gekommen?« oder so [lacht], und Obdachlose darauf reagieren: »Ich weiß gar nicht, was ich sagen soll!«. Ich glaub', ein großer Teil haut auch gleich wieder ab und sagt: »Nee, das ist zu privat. Das möchte ich nicht.« Aber die wissen auch nicht, wie sie sich unterhalten wollen und können.

Die Leute, die dann hier bleiben, da merkt man einfach, wie die immer lebendiger werden und immer mehr wieder anfangen zu quasseln und dann auch ihre Kunden anfangen zu lieben. Nicht nur wir, sondern jeder Kunde, der eine Zeitung kauft, und jeder Mensch, der an einem Hinz&Künzler vorbeigeht und ihm ein Lächeln schenkt oder nur »Guten Morgen« sagt, das muss man alles als Familie sozusagen betrachten. Die meisten haben ja ihren Stammplatz, und dieser Stammplatz bedeutet Sicherheit. Sie wissen, wie viele Zeitungen sie im Monat verkaufen, sie wissen aber auch eigentlich schon, zu welcher Uhrzeit, an welchen Tagen, welche Kunden kommen. Sie wissen ganz genau: »Oh, jetzt kommt Frau Müller und gleich gehen wir zusammen Kaffee trinken, weil die kauft mir immer ein Stück Kuchen und immer einen Kaffee.« Das ist der Frau Müller wahrscheinlich gar nicht klar, wie genussvoll der Wohnungslose oder auch ehemals Wohnungslose – 50 Prozent unserer Verkäufer haben mittlerweile eine Unterkunft oder eine Wohnung – wie wichtig das ist, dass sie dort an ihrem Verkaufsort so eine

Sicherheit haben und dass denen die Leine vom Hund übergeben wird mit »Pass mal auf meinen Hund auf!« Obdachlose wissen, wie wichtig Hunde sind, und wenn ganz normale Leute sagen: »Pass mal auf meinen Hund auf, ich gehe hier kurz einkaufen«, und kommen wieder raus und geben denen noch einen Euro dafür oder sagen: »Jetzt kauf ich die Zeitung noch.« Wo sie einfach stolz drauf sind, dass die auch diese Verantwortung übertragen bekommen.

Hört sich so einfach an, 'ne? Steht ein Mensch vorm Laden und da kommt einer an und sagt »Kannste mal auf meinen Hund aufpassen oder auf mein Fahrrad« oder so. »Ja mach ich!« Aber das ist ein Obdachloser, der wenig Geld hat und der die Gelegenheit nutzen könnte, mit dem Rassehund abzuhaue oder mit dem Fahrrad abzufahren. Nee, man schenkt ihm das Vertrauen und sagt: »Hier, mach das mal.« Die meisten Kunden, die eine Zeitung kaufen, glauben ja, dass alle Obdachlosen eigentlich gute Menschen sind. Das stimmt aber nicht. Es gibt auch böse [lacht]. Es gibt natürlich auch die, die eine ganz, ganz dunkle Vergangenheit haben. Aber es ist einfach schön, dass auch die mit einer dunklen Vergangenheit bei null anfangen können und dass denen dann so ein großer Vertrauensvorschuss gewährt wird. Das passiert natürlich durch die Hinz&Kunzt-Arbeit, also durch die Lobbyarbeit. Jeder, der hierherkommt, profitiert eigentlich davon, dass das Straßenmagazin Hinz&Kunzt einen so hohen Stellenwert in den Köpfen der Hamburger hat. Was der einzelne Obdachlose auch gar nicht so sieht, sondern sagt: »Ihr macht viel zu wenig.« Aber diese über 20 Jahre Lobbyarbeit haben dazu geführt, dass die Leute sagen: »Ich gebe dir einen Vertrauensvorschuss.«

Das kann manchmal aber auch nach hinten losgehen. Also wir haben hier alles erlebt. Wir haben auch Leute erlebt, die Betrüger waren und die auch ihre Kunden betrogen haben, finanziell abgezockt haben ohne Ende. Wir können für unsere Leute nicht die Hand ins Feuer legen. Wir haben auch Leute gehabt, die andere Leute dann umgebracht haben. Wenn so ein Bericht dann in der Zeitung steht oder stand, dann denken wir, wir müssen einpacken, Feierabend. Und trotzdem sagen die Hamburger nach wie vor: »Da könnt ihr doch nichts dafür!« Wo wir dachten: »Oh, mein Gott!« [wir lachen]. Also es sind wirklich schlimme Sachen passiert, nicht häufig, aber ein Kioskbesitzer ist erstochen worden und dessen Hund. Das kam genauso groß, dass der Hund umgebracht wurde, wie der Kioskbesitzer, und es hat sich dann herausgestellt, dass es ein drogenabhängiger Hinz&Künzler war, wo die anderen Zeitungen dann wirklich auch gesagt haben: »Ein Hinz-&Künzler hat ...« Da kriegst du natürlich jedes Mal Angst. Aber die Hamburger stehen zu Hinz&Kunzt und die Politik steht zu Hinz&Kunzt – und das ist schon ein gutes Gefühl. Wir brauchen ja 50 Prozent Spendengelder, um diesen Laden aufrechtzuerhalten. Bei so einer schlimmen Geschichte kann natürlich auch das Spendenaufkommen auf null runtergehen. Dann kann zwar die Zeitung gedruckt und rausgegeben werden, aber dann muss die Zeitung von Ehrenamtlichen rausgegeben werden, dann haben wir hier keine Sozialarbeit mehr. Wir müssten dann immens abspecken und eigent-

lich könnten dann nur die Redakteure, der Druck und der Geschäftsführer bezahlt werden. Deswegen sind wir natürlich immer, wenn so was passiert, total angespannt. Aber wie gesagt, es geht schon über 20 Jahre gut [lacht].

Dann muss es ja gut sein!

Ja genau!

Keine Wahl haben

Was verstehen Sie unter sozialer Ungleichheit?

Wenn nicht alle Menschen am normalen gesellschaftlichen Leben eine Teilhabe haben können. Ich glaube, dass es eines der wichtigsten Ziele ist, die Leute zu befähigen, am normalen gesellschaftlichen Leben teilnehmen zu können und sich nicht abzuschotten, von sich aus oder aus finanziellen Nöten sich abschotten zu müssen, sondern dass man auch das Gefühl hat, dass man dran teilnehmen kann. Das hat auch nichts mit Obdachlosigkeit oder so zu tun. Der Politiker würde sagen: »Deine Stimme zählt!« [lacht]. Das Gefühl muss aufkommen »Meine Stimme zählt«, unabhängig davon, ob ich auf der Straße bin oder ob ich irgendwie Millionär bin. Wenn das nicht gelingt, haben wir ein Schiefbild – und leider ist es momentan so, also das Gefühl. Sonst würde man keine so geringe Wahlbeteiligung haben und in den Gebieten, wo einfach eine größere Armut herrscht, haben die schon das Gefühl »Meine Stimme zählt nicht«. Und dementsprechend haben die das Gefühl, abgeschnitten zu sein von dem normalen gesellschaftlichen Leben. Die geringe Wahlbeteiligung ist schon sehr problematisch. Auch bei der letzten Wahl, nur jeder Zweite ist zur Wahl gegangen, und das finde ich schon extrem bedenklich, wenn man sich überlegt, jetzt kommt irgendeine Partei, die es schafft, diese 50 Prozent Nichtwähler für sich zu gewinnen, weil sie radikal sind oder weil sie gegen die normale Gesellschaftsform irgendwie anstinken und Leute sagen: »Ja, das ist ja wirklich was ganz Neues«, dann ist das wirklich schon eine große Gefahr.

Wo sehen Sie soziale Ungleichheit? Wo haben Sie in Ihrem Beruf mit sozialer Ungleichheit zu tun?

Wenn ich wohnungslos bin, werde ich von Behörden als Mensch zweiter Klasse gesehen. Wohnungslose müssen sich immer vorkommen, als wenn sie Bittsteller wären. Wenn sie zum Amt gehen und ihr Recht einfordern, Arbeitslosengeld II zu bekommen, haben sie enorme Probleme, die Anträge auszufüllen. Nicht weil sie zu doof sind, sondern weil sie Unterlagen heranschleppen müssen und es ihnen kaum möglich ist, das alleine hinzukriegen. Beispielsweise ein Scheidungsurteil von der Ehefrau von vor 15 Jahren oder so ... und die wissen kaum noch, wo sie eigentlich geschieden worden sind. Ein enorm hoher Aufwand, der getätigt werden muss, bis sie ihre Rechte bekommen.

Wenn Obdachlose in eine Tagesaufenthaltsstätte gehen, kriegen sie was zu essen. Sie können sich aber nicht aussuchen, was sie essen wollen, sondern sie müssen mit dem zufrieden sein, was ihnen serviert wird. Wenn sie sich beschweren, heißt es nicht: »Mensch, dann kochen wir morgen mal ein besseres Gericht, das du auch magst«, sondern dann heißt es: »Du hast es wohl nicht nötig.« Wenn sich Obdachlose eine Jacke suchen, dann gehen sie in die Kleiderkammer. Es ist nicht so, dass Obdachlose zu C&A oder zu Billigmärkten laufen können und jederzeit sagen können: »Ich brauch 'ne neue Jacke, ich geh' shoppen«, sondern sie gehen shoppen in Kleiderkammern, wo Menschen dahinterstehen, die ihnen das geben, wovon sie glauben, das es ihnen passt. Und wenn die Hose ein bisschen schlapperig ist, dann kriegst du halt noch einen Gürtel drum. Und sie können die Hose nicht umnähen, sie können die Hose nicht auf Vordermann bringen, sondern sie sind immer darauf angewiesen, was ihnen zugeteilt wird.

Hamburger Tafel – ganz tolle Einrichtung. Wenn ich drauf angewiesen bin, von der Hamburger Tafel Lebensmittel zu bekommen, muss ich immer das nehmen, was mir gerade serviert wird, und wenn ich mir so vorstelle, das ist schon fast dekadent, ich gehe nach Hause, habe Hunger, mach meinen Kühlschrank auf, gehe so die einzelnen Fächer durch: »Nee, mag ich nicht, mag ich nicht ...«. Sag zu meiner Frau: »Ach komm, lass uns essen gehen.« »Ja, wohin?« »Zum Griechen«, »Oh, nee!« [lacht]. Also es geht immer weiter so, bis sie dann sagt: »Okay, dann gehen wir mal wieder Chinesisch essen.«

Das muss ein total schlimmes Gefühl sein, diese Entscheidung so nicht treffen zu können. Auch von der Kleidung her ... wenn ich stinke, dann habe ich auch keine Lust, ins Restaurant zu gehen, also machen Obdachlose das auch nicht. Aber wirklich nicht diese Wahl zu haben, das auszuschauen, was sie gerne möchten, das hat auch so was, das ist kulturlos. Nicht kochen zu können. Es gibt ganz, ganz viele Obdachlose, die können perfekt kochen. Es gibt übrigens ganz viele Köche, die obdachlos sind, weil das so ein Stressjob ist. Also die haben es auch richtig gelernt! Und verlernen es wieder, wenn sie auf der Straße sind. Also ich denk immer, da ist so ein Systemfehler und ich finde es total gut, dass Hinz&Kunzt ein Selbsthilfeprojekt ist, wo Leute von sich aus mit einer Zeitung losgehen und was verkaufen und Geld bekommen und auch selber die Entscheidung treffen können: Was mache ich mit dem Geld? Gehe ich in die Kneipe, hau' mir die Hücke damit voll, kauf mir Drogen, spare auf ein neues Handy oder so. Das ist eine super Geschichte und ich glaube, das ist wirklich einzigartig in Hamburg, so ein Projekt zu haben.

Das ist nur eine Ergänzung zum System, also wir sind hier nicht die Superleute, aber ich finde, dass man davon eine ganze Menge ableiten könnte. Ich würde mir wünschen, eine Tagesaufenthaltsstätte zu haben, wo 25 Einzelherde stehen. Und wenn ein Obdachloser sagt: »Ich habe Hunger«, und dann heißt es entweder: »Ich hab da ein paar Lebensmittel« oder »Du kannst zu Penny gehen und dir was kaufen und dann hinterlegst du ein Pfand und du kriegst hier eine Bratpfanne und du kriegst hier einen Kochpott, dann koche!« Oder: »Du kannst dich hier mit vier Leuten zusammentun, ihr könnt

hier zu viert kochen« oder so. Damit sie auch wirklich sagen können: »Ich möchte gerne das essen, was mir grade im Kopf rumschwebt.«

Und genauso eben auch mit Kleidung oder so was. Sollen sie doch alleine in die Kleiderkammer gehen und in aller Ruhe gucken, was ihnen passt, und sollen sie zehn Hosen anprobieren, wenn sie Lust dazu haben. Und wenn die neunte passt, dann ist es ein ganz anderes Gefühl, als wenn jemand sagt: »Nimm diese Hose«. Und wenn sie acht davon auf der Straße verkaufen, weil sie zehn Hosen mitnehmen. Wir haben so viel Kleidung, meine Fresse noch mal, dann ist es auch noch ein Geschäftsmann! Also ich finde es nicht verwerflich, wenn jemand drei Sachen mitnimmt und davon zwei verkauft. Ich finde, es gibt auch so etwas wie eine Straßenwährung. Wenn ich etwas nicht gebrauchen kann, verkaufe ich das. Das wird nie dazu führen, dass die Leute reich werden [lacht], aber es ist halt eine gute Hilfe. Aber da denken immer ganz viele Einrichtungen: »Was?! Der hat mich betrogen!« Die müssen ihre alte Hose abgeben, damit sie eine neue kriegen! [lacht] Ja, gibt es echt! Wirklich! Und es reicht eine neue, »und wenn die dreckig ist, kannst du wiederkommen, kriegste 'ne neue.« Es ist komisch.

Wo waschen Obdachlose?

In den Tagesaufenthaltsstätten gibt es Waschmaschinen, wo man waschen kann. Die sind natürlich auch häufig besetzt. Einige gehen auch ins Waschcenter und sagen: »Da schmeiß' ich den ganzen Inhalt meines Rucksacks rein und wasch das einmal durch.«

Und in diesen Tagesaufenthaltsstätten kann man auch duschen, oder?

Da kann man auch duschen, wenn man früh genug da ist. Also auch dieses Nicht-duschen-Gehen zu können, wann ich es für richtig halte, sondern es gibt bestimmte Duschtage, und dann muss ich auch früh da sein, wenn ich mir morgens eine Duschmarke hole. Und ich muss mich in der Schlange anstellen. Das hängt zum Beispiel auch mit den Osteuropäern oder mit Flüchtlingen zusammen, die auch teilweise in den Einrichtungen jetzt duschen. Und wenn die Schlange ganz lang ist und ich drängle da vor und das kriegt ein Mitarbeiter mit, dann kriegst du natürlich Hausverbot. Man muss sich schon an die Regeln halten.

Aber da geht bei dem Obdachlosen nicht irgendwie im Kopf vor: »Die Einrichtung hat Schuld«, sondern: »Alle Ausländer, die vor mir stehen, haben Schuld, dass ich jetzt Hausverbot hab'. Weil, was wollen die denn hier duschen? Also ich muss hier zwei Stunden warten, um ein Mal zu duschen, und dann hab' ich nur fünf Minuten Zeit und dann geht die Dusche von alleine wieder aus, und dafür warte ich zwei Stunden.« Da hauen ganz viele wieder ab und sagen: »Ich habe gar nicht diese Geduld! Ich kann gar nicht so lange drauf warten, bis ich duschen kann.« Es gibt insgesamt in Hamburg für 2000 Obdachlose 21 Duschen.

Das kann ja nicht funktionieren.

Nein, es kann nicht funktionieren! Und da soll man sich nicht wundern, dass einige Obdachlose stinken. [lacht]

Hilfe zur Unabhängigkeit

Wie sähe Ihr Ansatz zur Bekämpfung von sozialer Ungleichheit aus?

Ja, also ich würde wirklich versuchen, egal ob reich oder wenn man wenig Geld hat, dass die Leute die Zugehörigkeit zur Gesellschaft nicht ablegen. Dazu gehört wirklich, dass man Leute auch befähigt, wenn sie die Fähigkeiten haben, dass sie die weiter aufrechterhalten können, oder sich wirklich immer Gedanken zu machen: Inwieweit hat diese Einrichtung oder diese Idee den Zweck, Leuten eine Fähigkeit zu vermitteln, damit sie dann vielleicht selbstständiger leben? Das wäre immer so mein Hauptziel.

Das ist auch hier so in der sozialen Arbeit. Wenn jemand hier reinkommt und sagt: »Kannst du bitte mal beim Arbeitsamt anrufen?«, und ich sage dann: »Du, hier ist das Telefon, hier ist der Hörer, ich wähl' für dich!« »Uhh, will ich nicht, kann ich nicht!« Dann sag' ich: »Doch! Du kannst da anrufen, und wenn du nicht weiter weißt, gibst du mir den Hörer in die Hand.« Das machen sie dann, und wenn sie nicht weiter wissen, dann nehme ich den Hörer und erklär' das vielleicht noch mal, aber ganz viele kriegen das automatisch hin. Gehen dann hier [aus dem Büro] ganz normal wieder raus, ganz stolz raus, und haben nicht das Gefühl, dass sie die Sozialarbeit brauchen, sondern sie haben's ja alleine hingekriegt.

Die Sozialarbeit darf nicht so weit gehen, dass man Leute abhängig macht, sondern es muss immer das Gefühl bei den einzelnen Obdachlosen oder überhaupt, bei Menschen, die wenig Geld haben, aufkommen, ich habe es alleine geschafft und, wenn das nicht auftaucht, dann brauchen die immer eine Begleitung, Betreuung. Wird es auch immer geben, für ein paar Leute, die das auch immer brauchen. Aber ich glaube, dass wir ganz viele, wie gesagt, eher abhängig machen.

Also wir haben jetzt gerade einen Versuch, was heißt Versuch. Wir haben seit September ein Projekt am Flughafen installiert, wo die Pfandflaschen, die kurz vorm Einchecken ausgetrunken werden, in großen Tonnen eingesammelt werden. Dort haben wir dreieinhalb ehemals Obdachlose fest eingestellt, richtig mit Tarifvertrag, Diakonie und so. Die müssen die Container leeren, die Flaschen sortieren, nach Mehrweg, nach Einweg, und müssen die restliche Flüssigkeit rausholen. Das klingt so einfach, aber die Leute arbeiten dort komplett selbstständig. Das heißt, jeder, der noch nie obdachlos war oder der noch nie am sozialen Rand gelebt hat ... Da gibt's ganz viele, die haben Schwierigkeiten, zur Arbeit zu kommen, wenn da kein Chef ist. Ich bin deren Chef und die kommen trotzdem alleine morgens um acht zur Arbeit und um zwei ist Schichtwechsel und der Nächste muss bis abends um acht

arbeiten. Wenn einer krank ist, müssen die aus ihrem Viererpool jemanden anrufen und sagen: »Bitte, du musst jetzt für mich arbeiten.«

Vielleicht hatte ich Glück, dass ich die Leute gut ausgesucht hab', aber ich habe ganz fest daran geglaubt, dass die Leute das hinkriegen und dass sie auch mit diesem Freiraum gut umgehen können. Ich find's gut, dass nicht um acht Uhr die Stempelkarte gezogen wird. Vielleicht sind sie auch um Viertel nach acht da, ich weiß es nicht, vielleicht sind sie auch um halb neun da. Aber die Tonnen sind immer geleert und es gibt keine Beschwerden. Und solange das alles so funktioniert, gebe ich ihnen auch den Freiraum. Sie müssen dorthin kommen, sie müssen dort präsent sein. Aber das ist eine Fähigkeit der Leute, dass sie das Gefühl haben, das ist mein Projekt und ich bin für mich selber verantwortlich. Wenn ich nichts tue, kommen die Flaschen nicht zusammen, und dann kann ich auch irgendwann kein Gehalt mehr kriegen. Wir haben ihnen versprochen: Für ein Jahr ist das Gehalt gesichert für alle und wir gucken nach zwölf Monaten, wie viele Flaschen werden eingesammelt und rechnet sich das für alle vier – und die sind hochmotiviert! Und das ist Eigenleistung, was die dort bringen. Selbstständig, mit großem Freiraum, mit viel Ruhepausen, aber halt in Eigenverantwortung.

Wie beim Zeitungsverkauf: Eigenverantwortung. Wenn sie nicht losgehen, haben sie kein Geld, wenn sie die Zeitung als Kopfkissen verwenden und das alles verknittert, haben sie Pech gehabt. Dann müssen sie wieder bei Null anfangen. Wir nehmen keine Zeitung zurück. Wenn sie keinen Pfennig Geld haben, kriegen sie hier keine Zeitung auf Kredit. Dann müssen sie entweder bei ihren Kumpels fragen, ob sie Geld geborgt bekommen, oder sie müssen Pfandflaschen sammeln, bis sie wieder ein Startkapital haben. Oder sie müssen einen ganz persönlichen Draht zu einem Mitarbeiter hier haben [lacht], der dann sagt: »Okay, ich gebe dir was.« Aber vorne am Tresen wird kein Kredit aufgeschrieben. Das ist eine sehr, sehr hohe Eigenverantwortung, mit seinem Geld zu planen und zu haushalten. Und so müssen die Arbeitsplätze auch kreiirt werden.

Zusammenarbeit von Wissenschaft und Praxis: »Mir fällt nichts ein, wo man nichts machen kann.«

Bei dem Workshop, an dem auch Birgit Müller von Hinz&Kunzt teilgenommen hat, da ging es ja darum, Wissenschaft und Berufsfelder, also Praxisfelder, zusammenzubringen und daraus etwas Produktives zu schaffen. Hätten Sie eine Idee, wie Wissenschaft und Berufspraxis näher und vor allem lösungsorientiert zusammenarbeiten könnten?

[Überlegt lange und seufzt]

Sie haben ja auch studiert. Da haben Sie ja schon mal einen Einblick.

Ja, das Studium war echt schlecht. Man macht Praktika und kommt in der Regel ja in Einrichtungen rein, die es schon gibt, und da wird man auch ein bisschen geformt. Es ist ganz schwierig, in ein neues Projekt einzusteigen,

und ich finde, wenn man jung ist, dass man auch noch die gesunde Naivität haben muss, was Neues auszuprobieren, ob's klappt oder nicht klappt. Mit Unterstützung von Profis vielleicht, aber es ist häufig so, dass die alten Hasen in jedem Bereich so viel reinreden und sagen: »Das klappt nie, haben wir schon vor 10 Jahren versucht.« Studierenden den Freiraum zu geben und zu sagen: »Versucht das, ihr habt eine Idee, ja, macht das doch einfach!« Das, finde ich, fehlt in fast jedem Studiengang. Also nicht nur im sozialen Bereich, aber da fällt's mir immer besonders auf. Hinz&Kunzt hat ja einen Vorteil: Wir haben bisher immer auf Plusminus null gearbeitet beziehungsweise auch einen Überschuss erwirtschaftet. Und ich nenne das immer unser Spielgeld. Ich finde, die meisten Studiengänge brauchen so etwas wie Spielgeld, um zu sagen, es ist wirklich projektbezogen und: »Macht eine Projektarbeit!« Nicht mit dem Ziel, das ist für immer und ewig super. Ich habe auch Erzieher gelernt, und die Erzieher Schule Max-Brauer-Allee, die war damals sehr revolutionär und hat gesagt, wir machen einen eigenen Kindergarten, wo die Lernenden in die Praxis einsteigen können. Es ist natürlich sehr gefährlich, naive angehende Erzieher auf die Kinder loszulassen. Das wurde natürlich auch von den Lehrkräften begleitet, aber ich fand das sehr interessant zu sagen, wir machen ein eigenes Projekt, was sich auch immer wieder verändert. Sobald eine neue Studentengruppe kommt und die haben alle eine neue Idee, versuchen wir das irgendwie mit einfließen zu lassen. Für eine bestimmte Zeit zumindest. Und da, finde ich, passiert zu wenig Kreativität an den Hochschulen, um in die Praxisfelder ganz neu einzusteigen. Weil ich glaube, dass jeder Student, der in seinem Bereich studiert, eine gewisse Vorstellung hat. Also, es muss einen Grund geben, warum ich das studiere. Und diese Vorstellung sollte man auch irgendwie versuchen umzusetzen – und nicht, dass man dann irgendwie seine Power verliert im Laufe der Zeit.

Ganz drastisch, finde ich, ist das immer, wenn man bei der Behörde arbeitet. Man macht ein Praktikum bei der Behörde. Na ja, die Behörde ist nun mal sehr strukturiert. So, und dann gehst du dahin und sagst: »Oh nein, das kann doch nicht sein!« Du fragst tausend Mal: »Warum wird das nicht so gemacht?« Weil das schon immer so war, und wir haben hier ein Blatt und das muss auch so ausgefüllt werden. Kommilitonen, die in der Behörde angefangen haben und da versucht haben, sich dagegen zu wehren: Nach zwei Jahren, wenn die nicht das Handtuch geschmissen haben, waren die genauso. Das macht einen, glaube ich, fertig und, wenn du nicht ständig die Anregung bekommst, anders zu denken und neu zu denken, dann wirst du gedanklich totgemacht. Bis auf ein paar Professoren_innen, die vielleicht nur Theorie und so was haben. Aber auch die Professoren_innen, für die wäre das ja ganz toll, wirklich auch in die Praxis mit reinzugehen mit Studierenden.

Haben Sie da eine Idee, wie so etwas aussehen könnte? In welche Praxis sollten oder könnten Professor_innen mit rein?

Ich glaube, dass es in jedem Bereich, also wenn auch die Professoren_innen Lust darauf hätten, dass es Felder gibt, wo man einsteigen kann. Von Archi-

tektur bis hin zur sozialen Arbeit. Also mir fällt nichts ein, wo man nichts machen kann.

Beispielsweise Betriebswirtschaft, einen Betrieb zu gründen, einen Alternativbetrieb zu gründen oder so. Auch Studierende haben bestimmt Ideen, wie sie eigentlich einen Kleinbetrieb führen wollen. In der sozialen Arbeit eben halt auch, dass man wirklich Flüchtlinge anders unterstützt als das bisher der Fall ist. Da gibt's in jedem Bereich etwas. Auch im Wohnungslosenbereich zu sagen, wir haben eine Tagesaufenthaltsstätte und wir machen's anders. Wir haben hier, was weiß ich, zehn Kochherde, und das soll in Eigenregie geführt werden. Im Haus der Jugend gibst du ein Pfand ab, um Tischtennisschläger zu kriegen, und dort gibst du halt ein Pfand ab, um Kochtöpfe zu kriegen, und dann können die kochen.

Ich persönlich finde es auch immer noch ein bisschen schwer vorstellbar, wo man hineinkommt als Wissenschaft und auch dazu beitragen kann, dass irgendetwas besser wird. Also jetzt zum Beispiel konkret hier, wo würden denn hier Wissenschaftler_innen gebraucht werden? Sagen wir aus dem kultur- und sozialwissenschaftlichen Bereich. Wo könnte man hier, wenn man sagt, ich steh' jetzt kurz vor meiner Masterarbeit, finde das toll, was ihr macht. Finde, da steckt ganz viel Potenzial drin, darüber auch was zu schreiben und was rauszufinden, wo setze ich an, damit das nicht nur für mich und meine Arbeit und letztendlich meinen Titel ist, sondern auch für euch?

Zum Beispiel: Wieso verkaufen die Leute auf der Straße? Warum machen sie das? Ja, um Geld zu verdienen. Aber wieso stehen sie da vier Wochen? Was hat es für einen Grund, warum die Leute vier Wochen auf einem Platz stehen, wo man doch davon ausgehen muss, dass spätestens nach zwei Wochen die Zeitung veraltet ist, und trotzdem stehen sie da und versuchen zu verkaufen. Also hängt es nicht nur mit dem Geldverdienen zusammen. So, wie ist die Anerkennung, die dort läuft? Also an der Praxis zu untersuchen, wie wichtig ist Anerkennung für die Leute? Wie oft kriegen sie einen »Guten Morgen« gewünscht? Also ich glaube, dass die meisten auf der Straße besser behandelt werden als 99 Prozent der Bevölkerung. Also mir sagt nicht so häufig einer »Guten Morgen« oder »Und? Wie geht's dir heute?« [lacht] Also, so ein kleines Feld.

Oder die Vorstellungen: Wie wollen die eigentlich leben? Können sie sich vorstellen, auch längerfristig in Wohngemeinschaften zu leben? Welche Fähigkeiten haben die Leute? Haben die mal was gelernt? Hätten die Leute die Kraft zu sagen, wir wollen ein Haus zusammen renovieren? Unter Anleitung beziehungsweise mit Hilfe?

Oder eben: Wir haben zum Beispiel auch eine Zeit lang Sonderhefte rausgebracht. Die ersten drei Sonderhefte waren übers Kochen. Als die mir das erzählt haben, hab' ich gesagt: »Was wollt ihr machen? Ihr wollt mit den Leuten kochen?!« Die sind ja auch gut geworden, aber ich dachte, nee, ich gehe da nicht essen ... Und die Redaktion: »Warum das denn nicht?!« Ich

sag': »Nee, also, wenn die mir hier die Hand geben, also da hab' ich echt keine Lust zu.« Und die haben sich zum Glück nicht abbringen lassen. Die haben eine Kochgruppe zusammengestellt, haben einen super Koch immer dabei gehabt. Und dieser Koch hat denen genauso die Finger abgenommen wie seinen normalen Angestellten und wehe, da war noch Dreck dran. Dann mussten sie noch mal bürsten. Beim Abschluss vom ersten Kochheft haben sie mich zum Essen eingeladen, die haben mir das Essen serviert und ich konnte nicht mehr unterscheiden, wer lebt auf der Straße und wer ist Angestellter, weil sie nämlich alle die gleiche Kochuniform anhatten, und die war schneeweiß. Entweder hatten die Glück oder das ist einfach unsere Wertevorstellung: Wir behandeln alle gleich. Deswegen kriegen auch alle die gleiche Uniform an, egal, ob du der Chefkoch bist oder ob du gerade aus dem Zelt schlüpfst.

Das führt nicht dazu, dass die Leute sagen, wir haben jetzt eine Wohnung und das Leben ist jetzt wieder toll, aber man hat so kleine Inseln geschaffen, für eine Gruppe von Menschen, die auf einmal ganz anders denken musste. Also nicht nur: »Scheiße, was esse ich heute Abend?« oder »Mir geht's so schlecht«, sondern die in einer Gruppe eine Gemeinschaft erlebt haben und was produziert haben. Also wir gehen in Urlaub und essen griechisch oder fahren nach Griechenland oder nach Spanien oder sonst wohin. Und das ist so ein Automatismus, eine Selbstverständlichkeit, die da so reinkommt. Nur wenn Leute auf der Straße sind und das verloren haben und du weckst das wieder bei denen, dann kommen ganz andere Sehnsüchte. Und diese Sehnsüchte musst du dann irgendwie auch weiter befriedigen. Unabhängig davon, ob das jetzt für immer und ewig ist. Das ist Blödsinn, aber, wenn es eine Zeit lang so läuft, ist es eine ganz tolle Geschichte.

Oder wir haben mit denen einen Schrebergarten gepachtet und die haben dort Gemüse angebaut. Das ging immerhin drei Jahre gut. Da soll kein Mensch traurig sein, wenn man sagt, das Projekt ist nach drei Jahren eingeschlafen, hatte keiner Lust mehr. Okay, aber die haben zwei Mal so viele Kartoffeln geerntet, dass sie hier für die Wohnungslosen 'ne riesen Kartoffelsuppe gekocht haben und waren stolz drauf, die drei Schrebergärtner, wie nie zuvor. Tolles Projekt! Selbstständig, ganz allein und wieder handlungsorientiert gearbeitet; und wie gesagt, ich glaube, das können Studierende ganz gut einbringen und die dürfen sich nicht davon abbringen lassen, wenn alte Hasen sagen: »Nein, das funktioniert nicht.« Vielleicht macht man es nie wieder ein zweites Mal [lacht].

Also wir haben 1996 ein Winterzelt aufgebaut auf dem Gerhart-Hauptmann-Platz. Da waren kurz vor Weihnachten drei Leute in Hamburg erfroren und Birgit Müller und ich haben gesagt: »Das geht so nicht, wir müssen irgendwas machen«, und haben es tatsächlich durchgekriegt, dass wir ein Zelt auf dem Gerhart-Hauptmann-Platz aufbauen durften. Und alle Einrichtungen, die haben gesagt: »Sagt mal, seid ihr des Wahnsinns?! Wisst ihr, was da auf euch zukommt? Wir hatten das auch mal.« Und wir: »Nein, das ist uns wichtig und das machen wir. Wir wollen das doch nur als Wärmezelt,

damit die sich da nachts aufhalten können und tagsüber sollen sie wieder raus.« Die sind natürlich nicht rausgegangen. Dieses Zelt war für 30 Leute vorgesehen und es waren mindestens 60 Leute drin. Die haben dort drin gewohnt. Die haben dort gekocht. Es gab eine so große Welle der Sympathie, dass es organisiert werden musste, dass ein Mal am Tag ein Riesen-Lkw kam, der die Kleiderspenden wegtransportiert hat, weil die Hamburger alle dort ihre Klamotten hingeschmissen haben. Es wurden dort nachts von irgendwelchen Cateringgeschichten, die Sachen übrig hatten, in dem Zelt die Platten serviert. Das ist ausgeartet und alle zeigten mit dem Finger auf uns und meinten: »Das haben wir euch doch gesagt!« Wir waren völlig fertig, hatten solche Augenringe! Auch das Team hier sagte: »Also nee, das habt ihr euch eingebrockt« [lacht].

Und nach sechs Wochen sind wir auf dem Gerhart-Hauptmann-Platz rumgelaufen mit einem Berg an Blumen und haben den ganzen Geschäftsinhabern, die ringherum ansässig waren, einen Blumenstrauß überreicht und gesagt: »Machen wir auch nie wieder. Vielen Dank, dass ihr so tolerant wart und das mitgetragen habt!« Es ist wichtig und es war auch gut so, weil zumindest in dem Bewusstsein der Obdachlosen, bei vielen älteren Obdachlosen, dieses Zelt immer noch Symbol dafür ist, dass wir was gemacht haben, als keiner reagiert hat. Es ist wichtig für die Bevölkerung, die glaubt, wir machen das jedes Jahr, obwohl das so lange her ist. Jedes Jahr ruft mindestens einer an und fragt: »Und? Macht ihr wieder euer Zelt?« Das ist völlig verrückt, aber man darf sich davon nicht abbringen lassen.

Zusammenarbeit mit betroffenen Personen: »Wenn die Obdachlosen die Idee nicht transportieren, dann verhungerst du.«

Das Zeitungsprojekt, das Straßen-Zeitungsmagazin ist ja ursprünglich in den USA entstanden, dann ist es ganz schnell ganz groß geworden, dann ist es wieder zusammengebrochen in New York. Aber die Firma Body Shop hat das damals mitbekommen, und Body Shop hat gesagt, sie möchten dieses Projekt in England installieren und haben soziale Institutionen gefragt. Wir geben Geld und ihr macht es. Es hat sich niemand gefunden, der das macht. Die haben gesagt, das funktioniert nicht. Wenn, dann haben die mehr Geld und dann saufen sie nur und nehmen Drogen, das ist also überhaupt nicht gut. Das ist kontraproduktiv und dann gab's John Bird, der Journalist war oder ist, selber im Gefängnis gesessen hat, selber alkoholabhängig gewesen ist, selber auf der Straße gelebt hat, und den haben sie gefragt: »Kannst du dir vorstellen, das Projekt umzusetzen?« Der hat gesagt: »Ja, mache ich, aber es gibt harte Regeln.« Also nach dem Motto: Sozialarbeit eher am Rande, es ist ein Selbsthilfeprojekt. Wir müssen gucken, dass die Leute sich selber wieder auf die Füße stellen. Mit unserer Unterstützung, aber es ist ein Selbsthilfeprojekt und bis heute mit einem Riesenerfolg.

Und als der Erfolg dann nach Hamburg überschwappte, ist der damalige Diakonie-Chef rübergefahren und hat sich das Projekt angesehen. Es war

nicht so, dass die Hamburger total begeistert waren, die Einrichtungen, und gesagt haben: »Ja, das wird sofort ein Erfolg.« Der musste richtig betteln, dass er 50 000 DM zusammenbekam, und hat was ganz Entscheidendes gemacht. Der hat nämlich zuerst Journalisten gefragt und gesagt: »Könnt ihr euch vorstellen, mit mir gemeinsam das Projekt umzusetzen?« Und die Journalisten, die gefunden worden sind, haben gesagt: »Ja, machen wir. Wir gehen aber zuerst auf die Straße.« Keiner weiß mehr, wer das gesagt hat, aber das ist das ganz Entscheidende! Die haben eine Gruppe von Obdachlosen angesprochen und gesagt: »Wir haben eine Idee, wir wollen hier ein Straßenmagazin rausbringen. Wenn ihr diese Idee gut findet, kommt morgen um 10 ins Büro. Wenn ihr nicht da seid, dann landet diese Idee wieder in der Schublade.« Am nächsten Morgen war die ganze Gruppe da und die Gruppe hat im Nachhinein gesagt: »Uns hat noch nie jemand gefragt, ob ein Projekt umgesetzt werden soll«, sondern es wurde immer in den Köpfen von Studierenden eine Idee entworfen und dann gesagt: »So, das ist für euch«, und dann können sie entweder glücklich sein oder sagen: »Das ist Scheiße.« Und dann wundert man sich, warum diese Idee nicht funktioniert hat. Diese Einbindung von betroffenen Gruppen ist mega anstrengend, aber ich glaube, das führt zum Ziel, wenn du die Leute nicht überzeugen kannst, dann kannst du es auch vergessen. Wir haben hier im Haus zwölf angestellte ehemalige Obdachlose. Wenn wir eine Idee haben und die, diese Idee schlecht finden, machen wir es nicht. Das sind unsere Repräsentanten. Die haben den ersten Kontakt zu den Obdachlosen. Wenn die, die Idee nicht transportieren, dann verhungerst du. Dann bist du hier ganz allein und machst dann wirklich so ein Projekt für dich, um die Welt zu verbessern [lacht]. Haarscharf an der Thematik der Obdachlosen leider vorbei. Das passiert, glaub ich, wirklich sehr häufig.

Oder wir haben hier einen Stadtrundgang installiert. Die beiden Stadtführer sind angestellt worden. Zu erkennen, die Leute haben eine Fähigkeit, Geschichten zu erzählen und die merken auf einmal, dass ihre Geschichten interessant sind. Eigentlich war der Stadtrundgang nur für die Woche unseres 10-jährigen Bestehens vorgesehen, aber der läuft bis heute. Wir haben im letzten Jahr über 5 000 Teilnehmende gehabt. Wir bieten hier die Räumlichkeiten an und wir machen die Organisation, aber die beiden, der eine ist auch noch obdachlos und der andere hat eine Unterkunft, machen das in Eigenregie. Das machen die alleine und das macht sie stolz wie nichts Gutes. Die kriegen hinterher Applaus.

Wir haben da selber schon mitgemacht.

Und war es gut?

Ja. War echt gut, ja.

Ich habe das selber ein Jahr gemacht. Das erste Jahr bin ich mit den damaligen beiden Stadtführern auf die Straße gegangen. Nach einem Jahr habe ich gesagt: »Ich kann nicht mehr.« Und als die allein waren, haben sie ihren eigenen Rhythmus gefunden und ihre eigene Sprache gefunden und, ja, – läuft super. Und es läuft jetzt in Berlin, es läuft in München, in Kopenha-

gen. Es läuft in der Schweiz, in Graz in Österreich. Alle machen sie so einen Stadtrundgang, sogar teilweise richtig professionell. Also in Berlin haben die richtig eine eigene Firma gegründet. Die waren sogar hier und haben sich hier alles angeguckt und beäugt, aber die sind richtige Profis geworden, was wir so gar nicht wollen. Aber das ist schon schön. Die waren alle hier und sind mit den Stadtrundgängern unterwegs gewesen und haben sie als Berater befragt.

Auch wenn der eine oder andere Alkohol konsumiert, der soll nicht besoffen rumlallen. Aber wenn er sagt: »Für zwei Stunden trinke ich nichts oder ich hab den ganzen Tag nichts getrunken und deswegen bin ich so ein bisschen tatterig, aber ich mache den Stadtrundgang, weil der mir etwas gibt.« Ist doch eine gute Sache, damit unterstütze ich nicht dessen Drogenabhängigkeit, der nimmt so oder so Drogen. Der arbeitet dafür und der macht das gut und dann hat er ein Anrecht darauf, mit seinem Geld zu machen, was er für richtig hält, wenn er nicht dabei betrügt oder so was.

Das kann man aber nur gemeinsam zusammen mit den Leuten entwickeln. Das ist, wie gesagt, anstrengend. Ich glaube, das ist das Anstrengendste hier an der ganzen Arbeit, dass die ehemals Obdachlosen genauso Teammitglieder sind, wie alle andern auch, und am Entscheidungsprozess beteiligt werden. Man muss gucken, dass man die überzeugt. Und viele Ideen haben wir fallen lassen, weil wir es nicht geschafft haben, die zu überzeugen. Da kamen zu viele »Aber«, und dann haben wir gesagt: »Gut, dann machen wir's nicht.« Und auch mit den ganzen Problematiken, die damit zusammenhängen, dass die Leute durch das lange Straßenleben nicht so belastbar sind, wie die Leute, die noch nie auf der Straße gelebt haben, dass man da auch weitaus toleranter sein muss, wenn die Leute krank sind, wenn die Leute sich nicht nach dem dritten Tag sofort zurückmelden, und das alles aber irgendwie in so einem Lot zu halten, dass man sagt, insgesamt können wir mit der Situation so leben, wie sie ist. Aber manchmal ist das schwer.

Projektvorschläge

Oder ein Projekt mit Osteuropäern zum Beispiel, ich finde, es ist eine ganz, ganz große Problematik, dass die Leute aus Rumänien und Bulgarien hier nach wie vor auf dem Schwarzarbeitermarkt tätig sein müssen für drei Euro die Stunde und, wenn sie Glück haben, kriegen sie ihr Geld, wenn sie Pech haben, kriegen sie nicht mal ihren Lohn für den Tag oder für die Woche. [Man bräuchte] eine Arbeitsvermittlungsagentur, die sich speziell auf die Leute konzentriert, wo man zumindest den Rumänen und Bulgaren als Tagesjobber die Garantie gibt, dass sie auch Arbeit haben. Die sind zum Teil körperlich auch noch belastbarer als Langzeitarbeitslose in Deutschland. Es klingt ja immer so, jedes Jahr, wenn Spargelzeit ist, sollen die Langzeitarbeitslosen zwangsmäßig jetzt Spargel stechen. Das ist eine tierisch anstrengende Arbeit, du bist die ganze Zeit nur gebückt, und wenn die Leute sich am nächsten Tag krankmelden, dann machen die das nicht aus Spaß,

sondern die sind wirklich krank, weil sie sich nicht mehr bewegen können. Dort Rumänen oder Bulgaren einzusetzen, die sowieso schon hier leben, also die ausfindig zu machen, mit denen ins Gespräch zu kommen und die in die Landwirtschaft zu vermitteln, wäre ein wunderbares Projekt, wo das Arbeitsamt sagt: »Ja, die können doch zu uns kommen.« Aber bis die die Stufe erreicht haben, dass sie dort mit einem Menschen sprechen können, der auch für die Arbeitsvermittlung zuständig ist, sind die Hürden so groß. Die Leute gehen ja nicht aus ihren Büros raus, um mit den Leuten direkt Kontakt aufzunehmen. Es gibt viele Projekte, die man machen kann.

Das stimmt.

Ich war mal in Polen und dort gibt es die soziale Arbeit erst seit zehn Jahren. Vorher herrschte da der nackte Kapitalismus, wo es den Leuten echt scheißegal war, was aus ihren Mitmenschen geworden ist im Kapitalismus. Bis da so ein Umdenken stattgefunden hat, weil nämlich ein relativ bekannter Psychologe durch den Wald ging und feststellte, dass seine Mitmenschen in Erdhöhlen gelebt haben und der hat die aus den Erdhöhlen wieder raus geholt und hat gesagt: »Wo leben wir hier eigentlich? Das ist ja total krank!« Er hat gesagt: »Wir brauchen hier ein soziales System irgendwie«, also das war noch viel schlimmer als in den USA. Es gab keine Sozialhilfe, kein Arbeitslosengeld, es gab dort gar nichts. Der hat zwei Familien aus dem Wald raus geholt, bei sich zu Hause aufgenommen und hat dann so Kleinstprojekte installiert und hat gesagt: »Ihr als Familie: Du kannst gut kochen und du bist ein guter Handwerker. Wir versuchen ein altes Haus an der Hauptstraße, das verlassen ist, wieder instand zu setzen, und du machst dort ein Restaurant auf. Du kriegst von mir Unterstützung, und wenn das läuft, wird das auf dich übertragen.« So haben die ganz viele Projekte ins Leben gerufen. Mittlerweile ist er der größte Berater für die polnische Regierung in Bezug auf Soziales und die kriegen ganz viele EU-Mittel. Leider sind die wenigsten Projekte fest im Programm oder im Haushaltsplan drin, die müssen immer EU-Mittel beantragen. Das heißt, ein Projekt geht immer drei Jahre. Und die sind da sehr kreativ. In der einen Einrichtung, in der wir waren, lebten HIV-positive, alleinerziehende Mütter, minderjährige Schwangere, Drogensüchtige. Mit einer Einrichtung haben sie angefangen für ein paar Jahre, und dann gab es immer Leute, die neue Programme geschrieben haben, um EU-Mittel zu kriegen. Die haben dann immer versucht, die alte Geschichte mit der neuen Geschichte zu verbinden, damit sie die Projekte weiterführen können. Der Höhepunkt war dann, dass irgendeiner mitgekriegt hat: Wir züchten das Polnische Hausschwein wieder zurück und dafür haben sie die meisten Mittel gekriegt, was dieses gesamte Projekt am Leben gehalten hat. Die haben da jetzt auch eine Schweinefarm aufgemacht [wir lachen]. Wo ich gesagt hab': »Mensch, da ist eine Menge Kreativität, und das machen die immer in Unterstützung auch durch ihre Klienten, dass sie versuchen, das gemeinsam irgendwie hinzukriegen. Aber fand ich schon schön. Projektarbeit hat was Gutes, auch wenn sie nur für drei Jahre oder für maximal drei Jahre ausgelegt ist.

Ich würde zum Beispiel auch in der sozialen Arbeit, wenn ich was zu sagen hätte, eine Arbeitsplatzgarantie geben, im sozialen Arbeitsfeld. Auch wenn sich die Arbeit irgendwann verändern sollte. Also es ist immer völlig irre, wenn ich ein Haus der Jugend leite und auf einmal feststelle, dass die Jugendlichen nicht mehr jugendlich sind, sondern dass die mittlerweile schon selber Kinder haben, aber immer noch ins Haus der Jugend gehen. Hat sich im Laufe der Zeit natürlich eine ganze Menge verändert, muss sich ja auch verändern. Auf einmal muss ich mich aber um Familien kümmern oder so. Die dürfen das aber nicht sagen, weil ihr Auftrag ja ist, sich um Jugendliche zu kümmern im Haus der Jugend. Und da den Mut zu haben und zu sagen: »Wir schreiben was ganz Neues, es ist einfach so, es hat sich hier was verändert«, und dass die Behörde sagt: »Ja, ihr seid ja belegt, ihr seid ja gut.« Also muss man es auch offen sagen dürfen, und dann muss es dafür eben einen anderen Topf geben und da muss dann wieder was Neues für Jugendliche aufgebaut werden.

Ich habe manchmal das Gefühl, dass auch Beratungsstellen genau solche großen Schwierigkeiten haben, Obdachlosen eine Wohnung zu geben, oder Tagesaufenthaltsstätten, die ganz viele Leute haben, die gar nicht mehr wohnungslos sind, aber die aus Gründen der Einsamkeit und weil sie Angst haben, ihre Wohnung wieder zu verlieren, die Sicherheit brauchen, dort regelmäßig aufzutauchen. Dann soll man das doch sagen dürfen. Und sagen: »Zehn Prozent leben noch auf der Straße, aber den Rest haben wir untergebracht, und mit denen leben wir hier in einer Gemeinschaft.« Darf man aber nicht sagen. Dann werden die Gelder gestrichen, und wenn man die Arbeitsplatzgarantie hätte, könnte man damit ganz toll umgehen und könnte, glaub' ich, auch immer wieder neue Geschichten schreiben. Aber: Haben wir nicht.

Das hat also oft bürokratische Gründe. Das ist einfach so ein starres Gerüst. Nicht so realitätsnah.

Nee. Verschiedene Töpfe – und es ist ganz schwierig, von einem Topf in den nächsten Topf zu rutschen, weil jeder natürlich auch sagt: »Ich hab schon alles ausgegeben!«

Das ist wirklich auch ein Vorteil hier bei Hinz&Kunzt, dass man sich selber verändern kann und dass man auch seine Arbeit hier verändern kann. Das wäre total frustrierend, wenn ich noch genauso arbeiten müsste wie vor zwanzig Jahren. »Nein, du musst die Leute vermitteln in Wohnungen!« Und ich würde mir hier die Füße wund laufen und würde dann sagen: »Ja, im letzten Jahr habe ich nur drei Leuten 'ne Wohnung besorgt. Früher sechzig, jetzt nur noch drei.« Dann würde jeder sagen: »Was für eine Rechtfertigung hast du denn überhaupt, noch hier zu sein? Drei Leute? Ja, das können wir auch gleich einstampfen.« So aber, dass man sagt, es ist wichtig, Leuchtturmprojekte zu schaffen für alle Obdachlosen und Lobbyarbeit zu leisten. Wenn ich jetzt einen Geschäftsführer hätte, der sagt: »Nee, das machst du nicht«, tja, dann müsste man gehen.

Das hängt natürlich auch mit dem Magazin zusammen. Das Magazin muss sich auch ständig verändern, muss immer auf den neusten Stand gebracht werden, muss umgestaltet werden, und ich glaube, das überträgt sich auf alle Bereiche. Ja – ist halt super, hier zu arbeiten [lacht].«

Hört sich so an.



Inka Fischer Leoncio
Institut für Volkskunde/Kulturanthropologie
Edmund-Siemers-Allee 1 – Flügelbau West (ESA W)
20146 Hamburg
inka.fischer@gmail.com